

MARTIN ILLI

## Lebenserwartung und Lebensqualität aus der Sicht des Historikers

### FALLSTUDIEN AUS DEM RAUM DER HEUTIGEN SCHWEIZ

Wie lange dauert ein menschliches Leben? Mit welchen Gebrechen und Krankheiten werden alternde Menschen konfrontiert? Zwei Fragen, die einem großen zeitlichen Wandel unterworfen sind. Mit seinem Klassiker „Die gewonnenen Jahre“ hat 1981 der bis vor kurzem in Berlin lehrende Arthur E. Imhof die historische Demographie auch im deutschsprachigen Raum einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht und eine Diskussion eröffnet.<sup>1</sup> Im Klappentext seines Buchs heißt es: „Im Verlaufe der letzten drei Jahrhunderte ist die durchschnittliche Lebenserwartung bei der Geburt von knapp 30 Jahren auf über 70 Jahre angestiegen [...] Sein Buch eröffnet einen ganz neuen Zugang zur Geschichte [...] und ist eine Herausforderung zu fragen, was uns die gewonnenen Jahre eigentlich gebracht haben.“ Bemerkenswert ist, dass die 70 Jahre überholt sind; die statistische Lebenserwartung beträgt heute für ein in der Schweiz geborenes Mädchen 83 Jahre und für einen Knaben 77,6 Jahre.

Natürlich hat bereits Imhof seine Aussage im Buch relativiert. Die Hauptursache für die niedrige Lebenserwartung von weniger als dreißig Jahren liegt beim drastischen Rückgang der Kindersterblichkeit. Wer in vorindustrieller Zeit die ersten fünf Lebensjahre überstanden hatte, konnte immer noch 60, 70 oder unter den allergünstigsten Umständen über 80 Jahre alt werden.

Während sich die historische Demographie seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts einer meist amtlich geführten Bevölkerungsstatistik bedienen kann, stellen sich für die frühe Neuzeit und besonders für das Spätmittelalter

---

<sup>1</sup> Arthur E. Imhof, Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. München 1981.

erhebliche Quellenprobleme. Für das 17. und 18. Jahrhundert kann man sich auf die von den Pfarrern geführten Tauf-, Ehe- und Totenregister stützen, während man für das Spätmittelalter allein auf archäologische Methoden angewiesen ist.

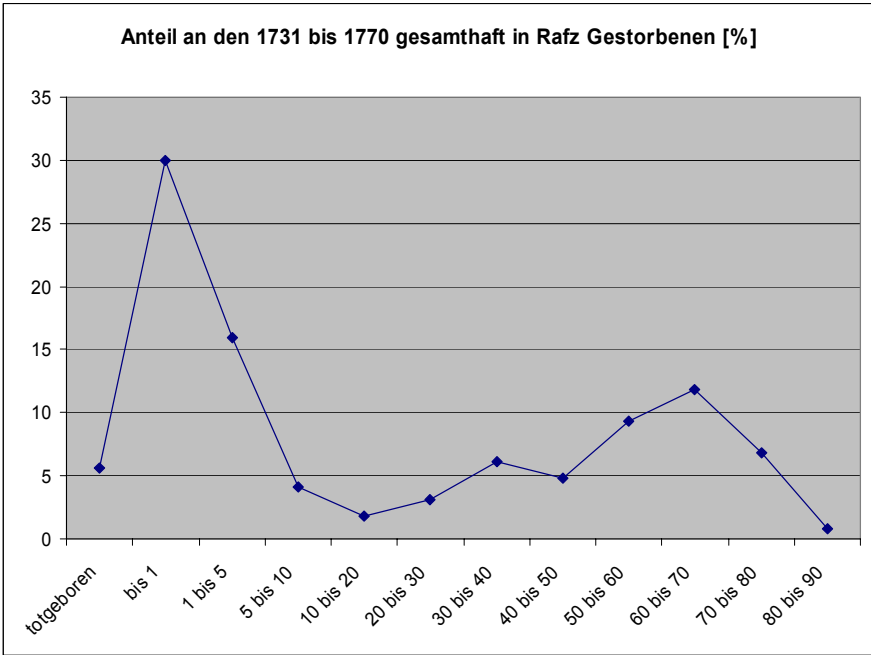


Abb. 1: Sterbealter in der Kirchgemeinde Rafz aufgrund der Eintragungen im Totenregister (Quelle: Thomas Neukom, Rafz).

Demographische Untersuchungen an Hand von Kirchenbüchern sind zeitraubend und trotz Computer immer noch arbeitsintensiv. Für den Kanton Zürich gibt es nur zwei entsprechende Arbeiten. Thomas Neukom konnte in seiner mit wissenschaftlichem Anspruch geschriebenen Ortsgeschichte von Rafz für die Zeit von 1731 bis 1770 die Todesfälle nach Altersklassen aufschlüsseln.<sup>2</sup> Dies war möglich, weil die Ortspfarrer beim Eintrag eines Sterbefalles jeweils auch das Alter einer verstorbenen Person ins Kirchenbuch eingetragen haben. Die Kurve zeigt einen für die frühe Neuzeit typischen

<sup>2</sup> Thomas Neukom, Rafz. Geschichte eines Zürcher Dorfes „ennet dem Rhein“. Zürich 2005, 193f.

Verlauf.<sup>3</sup> Am häufigsten starben Kinder unter fünf Jahren. Nicht einmal die Hälfte aller Kinder hatte die statistische Chance, das Erwachsenenalter zu erreichen. Aus diesem Grund betrug die Lebenserwartung in Rafz lediglich 27 Jahre. Berücksichtigt man jedoch nur die Kinder über 5 Jahre, so kommt man auf eine statistische Lebenserwartung von 50 Jahren. Ein fünfjähriges Kind hatte in Rafz also noch ein statistisches Guthaben von 45 Lebensjahren. Der Anstieg der Todesfälle zwischen 30 und 40 Jahren dürfte auf die Frauen zurückzuführen zu sein, die bei der Geburt eines Kindes starben. Todesfälle, die dem Alter zuzuschreiben waren, häufen sich ab 50, die Kulmination wird in der Alterklasse 60–70 Jahre erreicht, nur noch wenige Personen werden über achtzig Jahre alt.

Cilla Oertli-Cajacob befasste sich 1975 in ihrer ungedruckten, beim Sozialhistoriker Rudolf Braun geschriebenen Lizentiatsarbeit, mit der Demographie des Dorfes Benken, das wie Rafz ebenfalls im nördlichen Kanton Zürich liegt.<sup>4</sup> Cilla Oertli-Cajacob kann auf eine interessante Tendenz hinweisen: In den 100 Jahren zwischen 1734 und 1835 ändert sich zwar das statistische Sterbeverhalten der Kinder, das heißt die Sterblichkeitsrate der Zehnjährigen sank immerhin von 50 auf 40 Prozent. Aber bei den über 60-Jährigen änderte sich die Sterblichkeitsrate nicht. Eine mögliche Erklärung dafür ist folgende: Es sind bei der jüngeren Generation vorwiegend die Infektionskrankheiten, die große Lücken schlagen. Hier hat wohl die Verbesserung des Lebensstandards zu einer merklichen Erhöhung der Lebenserwartung geführt. Bei Krankheiten, die mit dem Alterungsprozess zusammenhängen, spielte die allgemeine Hebung des Lebensstandards eine weniger wichtige Rolle.

Cilla Oertli-Cajacob konnte auf Grund des pfarramtlichen Bevölkerungsverzeichnisses von 1763 eine Alterspyramide des Dorfes Benken erstellen. Sie berücksichtigte die Bürgerfamilien, die rund 90 Prozent der Wohnbevölkerung ausmachten. Bürger gehörten in der Regel zum wohlhabenden Teil der Bevölkerung, verfügten sie doch über einen Nutzungsanteil an der Dorfalmend und am Wald. Dennoch steht die statistische Alterspyramide wegen

---

<sup>3</sup> Zum allgemeinen Verlauf von Sterblichkeitskurven vorindustrieller Populationen vgl. Bernd Herrmann, *Anthropologische Zugänge zu Bevölkerung und Bevölkerungsentwicklung im Mittelalter*. In: Bernd Herrmann und Rolf Sprandel, *Determinanten der Bevölkerungsentwicklung im Mittelalter*. Weinheim 1987, 55–72.

<sup>4</sup> Cilla Oertli-Cajacob, *Demographische Entwicklung der Gemeinde Benken 1634–1833*. Ungedruckte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1975 (Manuskript in der Zentralbibliothek Zürich sowie im Staatsarchiv Zürich).

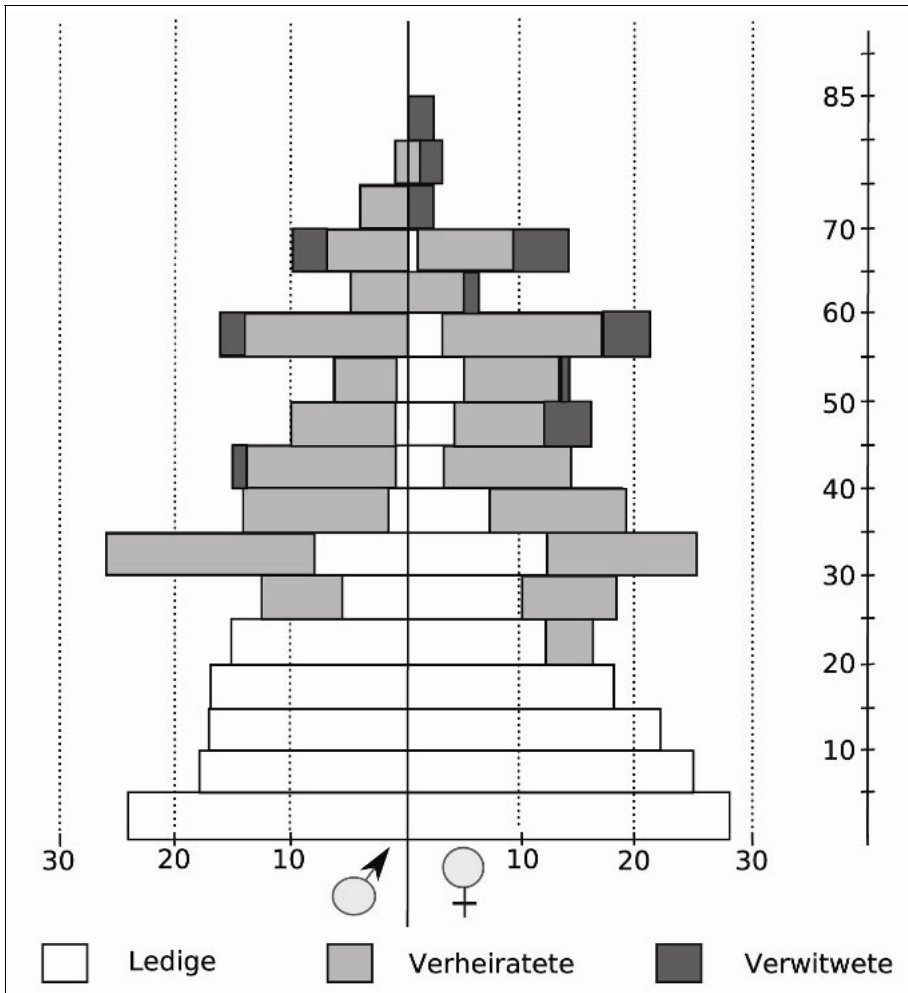


Abb. 2: Alterspyramide der in Benken ansässigen Ortsbürgerinnen und -bürger  
(Quelle: Cilla Oertli-Cajacob, Benken; Grafik: Martin Leonhard, Zürich).

der Kindersterblichkeit auf schmalen Füßen. Weiter ist die Abwesenheit der Generation zwischen 20 und 30 Jahren auffallend. Das ist durch temporäre Migration bedingt. Junge Männer und Frauen gingen in die Fremde, um Geld für die Heirat zu verdienen und um die Zeit bis zur Übernahme des elterlichen Hofes zu überbrücken. Dass die intergenerativen Hofübergaben ein Problem darstellten, zeigt sich in dieser ländlichen Gesellschaft daran, dass die Verheiratung erst spät erfolgte, in der Regel um das 30. Altersjahr. Die Lücken bei den 40–50-Jährigen sind durch Abwanderung und durch Seuchen

bedingt. Diese Verluste durften durch zuziehende Familien gefüllt worden sein, die als Ansäßen ohne Gemeindebürgerrecht nicht in der Statistik erscheinen. Die 55-Jährigen stellen zusammen mit den 65–70-Jährigen nochmals ein großes Segment dar. Als wirklich alte Leute im Dorf gelten die 70–75-Jährigen. Die Spitze der Pyramiden bilden die über 75-jährigen Witwen. Die Leute zwischen 60 und 75 Jahren spielten für die Rechtskontinuität in den Dörfern eine wichtige Rolle. Grenzverläufe, Flurnutzungen, Dienstbarkeiten usw. waren noch nicht vollständig schriftlich aufgezeichnet. Auf rituellen Dorfumgängen wurde den Knaben die Lage von Grenzzeichen beigebracht, manchmal unter Zufügung von Schmerz. Als Alte werden sie in Prozessen befragt.<sup>5</sup>

### LEBENSERWARTUNG DER ZÜRCHER RATSHERRN

Wie steht es mit der Lebenserwartung in der frühneuzeitlichen Stadt? Im Rahmen einer Monographie über die Zürcher Constaffel ließen sich die bereits in den fünfziger Jahren edierten Zürcher Ratslisten digitalisieren: Für die Zeit zwischen 1550 und 1798 sind rund 700 Zürcher Ratsherren mit Geburts- und Todesjahr sowie mit den Eckdaten ihrer Amtstätigkeit erfasst.<sup>6</sup> Der Zürcher Rat bestand aus einem Bürgermeister und einer Ratsrotte von 24 Männern, die halbjährlich im Amt standen, um dann am Johannes Täufertag, am 24. Juni, von der zweiten Rotte abgelöst zu werden. Das ergibt einen Gesamtjahresrat von 50 Mitgliedern, die beiden je halbjährlich amtierenden Bürgermeister mit eingerechnet.<sup>7</sup> Diese Ratsherren wurden merklich älter als die Bevölkerung von Rafz oder Benken. Im Durchschnitt starben sie im Alter von 66 Jahren. Viele von ihnen wurden 70, einige sogar älter als 85, und wir zählen sechs Ratsherren, die älter als 90 Jahre alt wurden.

---

<sup>5</sup> Katja Hürlimann, Soziale Beziehungen im Dorf. Aspekte dörflicher Soziabilität in den Landvogteien Greifensee und Kyburg um 1500. Zürich 2000, 198f.

<sup>6</sup> Martin Illi, Die Constaffel. Von Bürgermeister Rudolf Brun bis ins 20. Jahrhundert. Zürich 2003. Digitalisierte Daten: [www.staatsarchiv.zh.ch](http://www.staatsarchiv.zh.ch) (Download-Liste der Zürcher Räte von 1225–1798). Für die Erfassung und die statistische Auswertung der Daten danke ich Martin Leonhard, Zürich.

<sup>7</sup> Zum Kleinen Rat des Stadtstaats Zürich siehe: Werner Schnyder, Die Zürcher Ratslisten 1225–1798. Zürich 1962, IX–XVI.

	N	Minimum	Maximum	Mittelwert	Standard- abweichung
ALTER	756	36	97	65,76	10.961
Gültige Werte (listenweise)	756				

Abb.3: Erreichtes Lebensalter von Mitgliedern des Zürcher Rates 1432–1798  
(deskriptive Statistik).

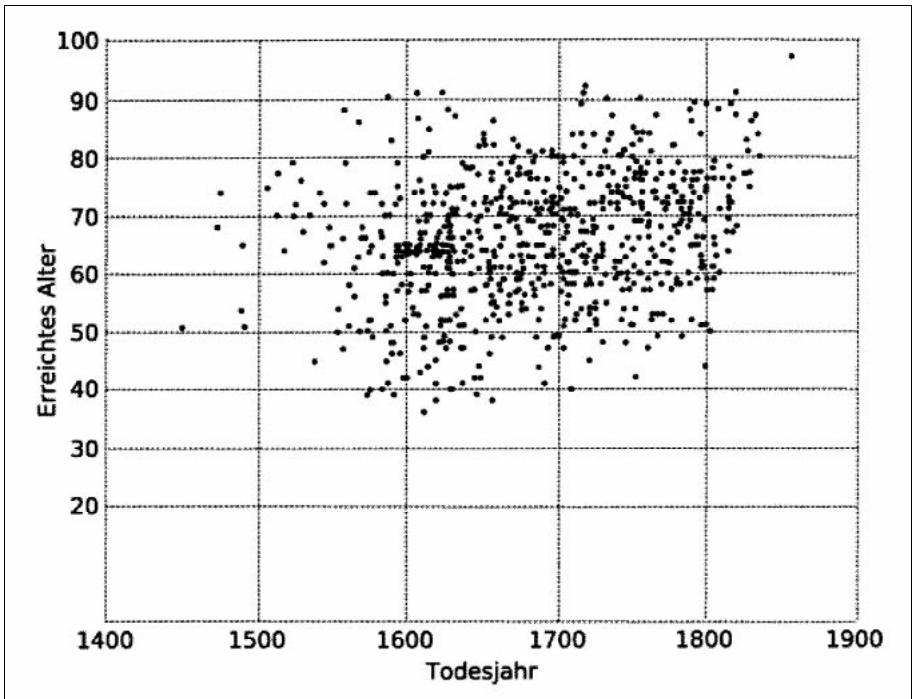


Abb. 4: Die Entwicklung der Lebenserwartung von Zürcher Ratsherren 1432–1798  
(Grafik: Martin Leonhard, Zürich).

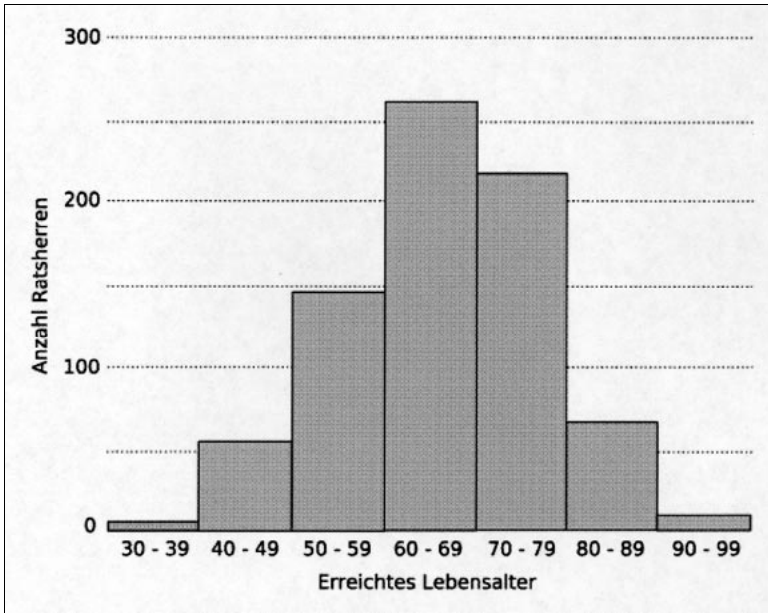


Abb. 5: Die Verteilung des Sterbealters von Zürcher Ratsherren 1432–1798  
(Grafik: Martin Leonhard, Zürich).

Was ebenfalls bemerkenswert und für unser Thema wichtig ist: Die Zürcher Ratsherren starben in ihren Sesseln, also in den meisten Fällen im Amt. Das Todesjahr ist meistens identisch mit dem Rücktritt aus dem Rat, oder beim Tod eines Ratsherrn des Sommerhalbjahrs mit dem Folgejahr. Dass es Ratsherren gab, die vorzeitig aus dem Rat ausschieden, hängt damit zusammen, dass es noch alternative Karrieren gab. Wer die Verwaltung eines auswärtigen Klosters übernahm, musste aus dem Rat zurücktreten, verfügte aber dennoch über ein großes Ansehen und Einkommen. Ebenso mussten die Räte vorübergehend zurücktreten, wenn sie für sechs Jahre die Verwaltung einer Landvogtei übernahmen. Das Ausharren auf dem Ratssessel hatte jedoch einen strukturellen Grund. Eine Ämterkarriere im Zürcher Stadtstaat begann nämlich mit Gratisarbeit. Die Söhne der Patrizier mussten zunächst als Volontäre in der Zürcher Stadtkanzlei oder auf Notariaten auf der Landschaft arbeiten, und zwar ohne große Entschädigungen.<sup>8</sup> Genauso wie beim fremden Offiziersdienst musste eine Familie auch bei einer zivilen Karriere einen erheblichen

<sup>8</sup> Illi, Constaffel (wie Anm. 6) 188.

Beitrag leisten. Auch die Besoldung als Ratsherr war anfänglich gering. Doch wurden an die Ratsherren die sogenannten inneren Vogteien verliehen, das heißt Untertanengebiete, die direkt von der Hauptstadt aus verwaltet wurden. Einen Teil der Einkünfte durfte dann das Ratsmitglied, an das die Vogtei verliehen war, behalten. Selbstverständlich gab es bessere und schlechtere Vogteien, und auch hier musste sich ein Ratsmitglied empor dienen. Wer Bürgermeister wurde, bekam schließlich die Vogtei Erlenbach-Herrliberg an der damals schon reichen Goldküste am rechten Zürichseeufer. Die alten Herren im Zürcher Rat hatten also die Aufgabe, die Löcher, die ihre Karriere in die Familienkasse geschlagen hat, wieder zu stopfen, um das Weiterkommen ihrer Söhne zu garantieren. Dies war besonders wichtig bei den Zürcher Ratsfamilien, die ein adeliges Selbstverständnis verinnerlicht hatten und keiner modernen unternehmerischen Tätigkeit in der Baumwoll- und Seidenindustrie nachgingen.<sup>9</sup>

### SPÄTMITTELALTER

Für das Spätmittelalter lassen sich in der Regel nur mit Hilfe der Archäologie konkrete Aussagen über die Lebenserwartung machen. Doch die archäologisch-anthropologische Methode ist mit Problemen behaftet. Im Grunde genommen entspricht die Ermittlung des Sterbealters einer menschlichen Bestattung mit naturwissenschaftlichen Methoden der Altersangabe einer verstorbenen Person durch den Ortspfarrer, die uns ja ab dem 17. Jahrhundert erlaubt, auf der Basis von schriftlichen Quellen demographische Aussagen zu machen. Die archäologisch-anthropologische Auswertung von frühmittelalterlichen Reihengräberfeldern ist unproblematischer als die von spätmittelalterlichen Begräbnisplätzen. Frühmittelalterliche Gräber wurden in der Regel nicht durch spätere Bestattungen gestört, und es ist auch eine relative Datierung der einzelnen Bestattungsbezirke möglich.<sup>10</sup> Um das Jahr 1000 ändern sich jedoch die Bestattungssitten grundsätzlich. Es kommt die Bestattung *ad sanctos* auf, das heißt eine Grablegung in größtmöglicher Nähe zu den Reliquien eines Altars. Friedhof und Kirche gingen eine enge Verbindung miteinander ein; die Verstorbenen wurden bis ins ausgehende 18. Jahrhundert immer am selben Ort begraben, in rein ländlichen Gebieten so-

<sup>9</sup> Ebd. 77–84.

<sup>10</sup> Günter P. Fehring, Beitragsmöglichkeiten der Archäologie zu Fragen der Bevölkerungsentwicklung und ihren Voraussetzungen im Mittelalter. In: Herrmann und Sprandel, Determinanten (wie Anm. 3) 73–90.



gar bis heute.<sup>11</sup> Auf dem Großmünster-Friedhof in Zürich zum Beispiel wurden im 16. Jahrhundert schon nach Ablauf einer Ruhefrist von nur fünf Jahren die Gräber wieder belegt.<sup>12</sup> Eine Kumulierung der Sterbealter von Bestattungen ist jedoch nur möglich, wenn auch das Zeitintervall bekannt ist, wenn sich also die Bestattungshorizonte klar voneinander abgrenzen lassen. Überdies wurden Schädel und Langknochen dem Boden entnommen und in die Beinhäuser verbracht, als ein *Memento mori* für die Lebenden.<sup>13</sup> Ein weiteres Problem ist die Sonderbestattung und die Sozialtopographie spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Kirchhöfe. Unter Sonderbestattung versteht man die Ausgrenzung bestimmter Gruppen und Kategorien Verstorbener aus dem Friedhof, sei es an bestimmten Orten innerhalb der Friedhofsmauer, an der Außenmauer oder hinter dem Beinhaus oder gar im Falle von Selbstmord die diskriminierende Bestattung im Wald.<sup>14</sup> Die Sozialtopographie eines Friedhofs erklärt sich damit, dass der Kirchhof Teil einer sakralen Gesamtanlage und damit eines liturgischen Konzepts war, das von der Erscheinung Christi am Jüngsten Tag geleitet war. Für die Belegung eines Friedhofs gibt es zwei Hauptquellen, die zwar frühneuzeitlich sind, aber auch für das Spätmittelalter gelten. Die eine ist die Beschreibung der Kirche und der kirchlichen Bräuche im süddeutschen Biberach an der Riss, die von einem altgläubigen Kaplan in Hinblick auf eine Rekatholisierung der Gemeinde verfasst wurde. Die andere, ein Gräberplan, stammt aus dem Ländertort Schwyz.<sup>15</sup> Ganz kurz zur Sozialtopographie eines Friedhofs, die von der Liturgie beeinflusst wurde: Der Chorbereich war in der Regel für Priester bestimmt. Die für Laien begehrtesten Bestattungsplätze lagen vor den Chorschranken. In den Seitenkapellen und Schiffen befanden sich die Grablegen der Adligen und reichen Bürger. Zwischen Kirchenmauer und Friedhofsweg, der als Prozessionsweg rund um die Kirche führte, lagen die Geschlechter- oder Familiengräber. Diese Gräber waren meist mit Epitaphen, das heißt mit liegenden Grabsteinen bezeichnete Gräber. Die Zone zwischen dem Friedhof und der Friedhofsmauer schließlich war für die gewöhnlichen Mitglieder einer Pfar-

<sup>11</sup> Martin Illi, *Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt*. Zürich 1992, 13–22.

<sup>12</sup> Ebd. 128.

<sup>13</sup> Ebd. 132.

<sup>14</sup> Ebd. 55–63.

<sup>15</sup> Georges Descoedres u. a., *Sterben in Schwyz. Beharren und Wandlung im Totenbrauchtum einer ländlichen Siedlung vom Spätmittelalter bis in die Neuzeit*. *Geschichte-Archäologie-Anthropologie* (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 20/21). Basel 1995, 73–75.

rei bestimmt, die sich den Kauf eines eigenen Grabes nicht leisten konnten. Des Weiteren lagen vor Kunstwerken und Friedhofskapellen bevorzugte Grabstätten. Auch Zünfte und Bruderschaften kauften für ihre verstorbenen Angehörigen Gräber auf den Friedhöfen und statteten sie aus. Sogar Gesellenbruderschaften kauften Gräber, die sich durchaus an bevorzugten Lagen finden. Für die Verwendung von Grabungsbefunden für demographische Zwecke ist die Sozialtopographie Risiko und Chance zugleich. Die Ergebnisse von Teilgrabungen liefern Samples, die nicht aufs Ganze übertragen werden können. Weiß man hingegen, welches Bevölkerungssegment in einem bestimmten Bezirk eines Friedhofs begraben lag, so lassen sich spezifische Aussagen über eine soziale Gruppe oder Schicht machen. Dieselben Probleme stellten sich, wenn eine Siedlung oder eine Stadt über mehrere Friedhöfe verfügte, zum Beispiel über Armen- oder Spitalfriedhöfe. Auch zu Leprosenhäusern oder Bettelordensklöstern gehörten Friedhöfe. In solchen Fällen lassen sich ebenfalls dezidierte Aussagen zu einer bestimmten Gruppe machen, aber die Ergebnisse können nicht über die ganze Bevölkerung interpoliert werden.

Wegen dieser geschilderten Probleme bedarf es eines Glücksfalls, damit die anthropologische Auswertung zu statistisch relevanten Ergebnissen führen kann. Die günstigsten Fälle stellen archäologische Grabungen von Kirchen- und Siedlungswüstungen dar. Mit Gründung und Wüstlegung einer Siedlung kann auch die Belegungsdauer eines Friedhofs zeitlich eingegrenzt werden; und es finden keine Störungen durch spätere Bestattungen mehr statt. In der verhältnismäßig jungen Geschichte der Mittelalterarchäologie handelt es sich bei der ersten wichtigen Friedhofsgrabung mit einer 1960 publizierten demographischen Auswertung um eine Kirchenwüstung: Westerhus in Mittelschweden.<sup>16</sup>

Das „schweizerische Westerhus“ liegt in Nänikon bei Uster im Kanton Zürich. Hier konnten 1992–1994 auf einer Hügelkuppe neben dem historischen Dorfkern bei einer Rettungsgrabung ein Burgturm sowie eine Kapelle ausgegraben werden, die bereits in der frühen Neuzeit abgegangen waren.<sup>17</sup> Die Kapelle, vermutlich eine adelige Stiftung und in Verbindung zum Wohnturm, wurde im 15. Jahrhundert zur Dorfkapelle mit Friedhof und Friedhofs-

<sup>16</sup> Nils-Gustaf Gejvall, *Westerhus. Medieval Population and Church in the Light of Skeletal Remains*. Lund 1960.

<sup>17</sup> Im Folgenden nach: Florian Hoeck, Martin Illi und Elisabeth Langenegger, *Burg Kapelle und Friedhof in Uster, Nänikon-Bühl*. In: Claire Hauser (Red.), *Rettungsgrabungen in Nänikon bei Uster und Bonstetten (Monographien der Kantonsarchäologie 26)*. Zürich-Egg 1995, 9–84.

mauer ausgebaut. Nach der Reformation wurden die Leute von Nänikon, denen es nicht gelang, sich kirchlich zu verselbstständigen, wieder an ihre Mutterpfarrei in Uster gebunden. Die Hauptbelegungszeit des Friedhofs dürfte in die Zeit zwischen 1450 und 1530 fallen. Das Dorf Nänikon zählte 1467 elf Steuerhaushalte, das dürfte etwa einer Zahl von 50 Einwohnern entsprechen. Insgesamt konnten an 114 Bestattungen Altersbestimmungen durchgeführt werden, davon waren 73 Kinder und Jugendliche sowie 21 Frauen und 16 Männer.

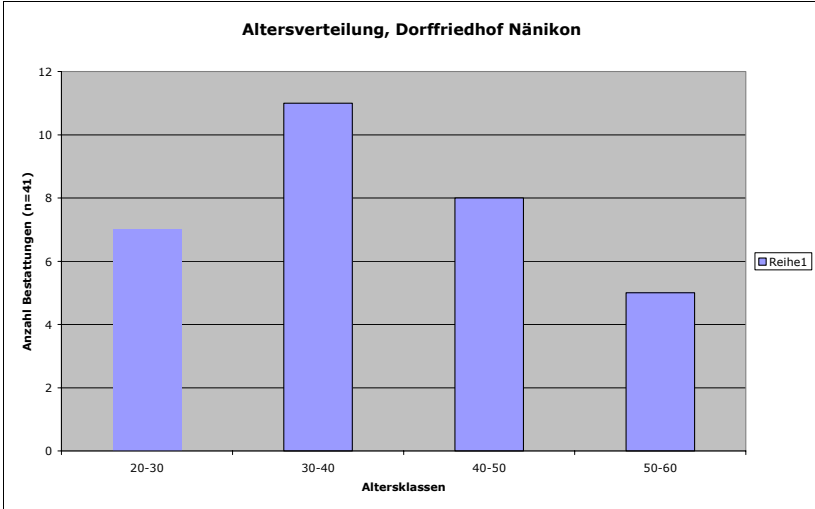


Abb. 6: Altersgliederung der 41 untersuchten Bestattungen aus dem Dorffriedhof Nänikon (Bearbeiterin: Elisabeth Langenegger, Kantonsarchäologie Zürich).

Zur Deutung: Da es sich um eine Filialkapelle handelt, wissen wir nicht, ob noch wohlhabendere Personen aus Nänikon in der Mutterpfarrei Uster begraben wurden. Ein Indiz dafür ist das Jahrzeitbuch von Uster, das Listen mit Stiftern von kollektiven Jahrzeitfeiern enthält. Darunter finden sich auch zahlreiche Namen von Leuten aus Nänikon. Trotz dieser Einwände darf man sagen, dass die Lebenserwartung in Nänikon im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert niedriger war als in Dörfern des 18. Jahrhunderts. Dafür sprechen auch die Pathologica. Obwohl auf Grund des Steueraufkommens Nänikon keine ganze arme, sondern eine durchschnittliche Gemeinde war, finden sich Anzeichen für Mängel. Ein Indiz liefern die pathologischen Veränderungen von Kinderknochen. So ließen sich auf Röntgenbildern von Langknochen Harris-Linien feststellen, die Folge eines Wachstumsstopps durch

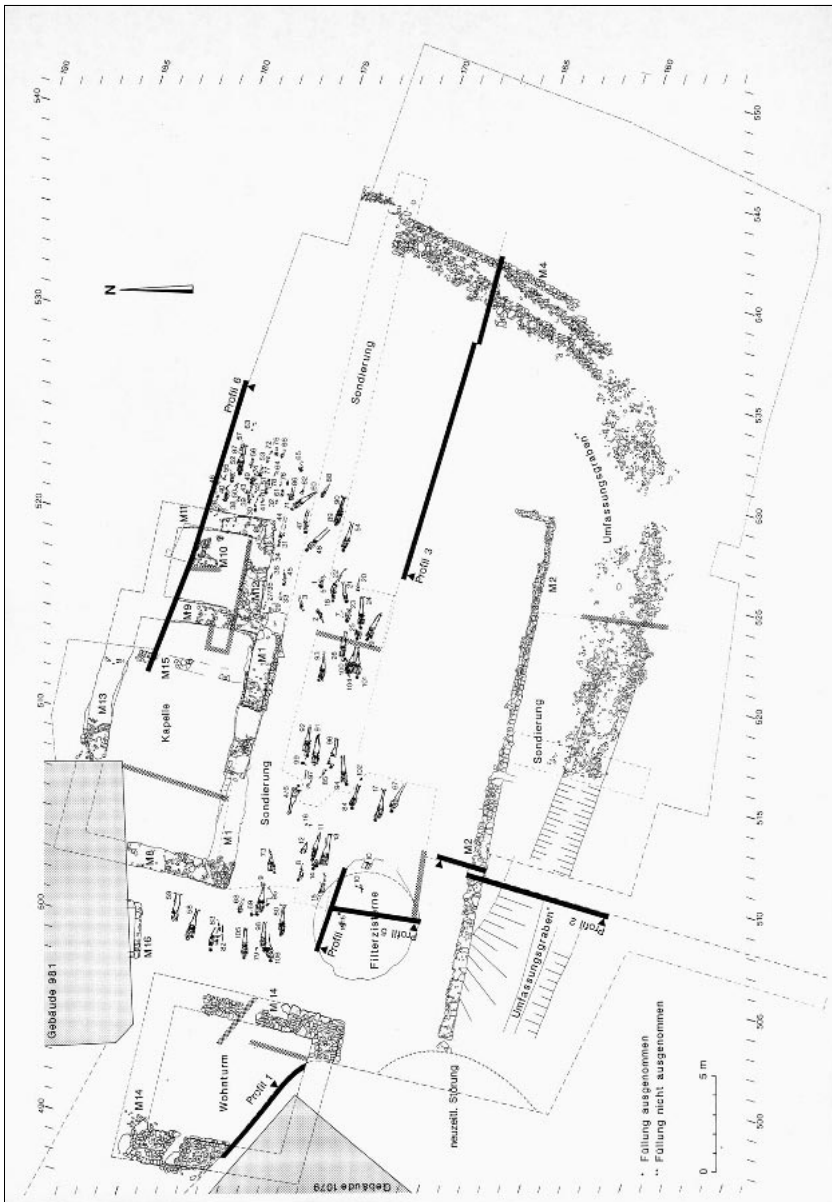


Abb. 7: Ausgrabungsplan der Kapelle Nänikon Bühl, Gemeinde Uster. Rechts der ältere Wohnturm mit Umfassungsgraben. Im Zentrum die nach der Reformation abgegangene Kapelle und der Dorffriedhof (Kantonsarchäologie Zürich).

Hunger und schwere Krankheit sind. Weiters sind schwammartige Knochenauflagerungen (*Cribra orbitalia*) in den Augenhöhlen kindlicher Schädel nachgewiesen, eine Reaktion des Körpers auf durch eine von Mangel- und Fehlernährung gestörte Blutbildung. Zudem trat bei Erwachsenen Knochentuberkulose an der Wirbelsäule auf. Diese Indizien sprechen für ungünstige Lebensbedingungen und deshalb für eine niedrige Lebenserwartung in Nänikon. Am Ausgang des Spätmittelalters galt in dieser ländlichen Gesellschaft eine Person zwischen dem 40. und 60. Lebensjahr als alt. Dies zeigt auch die Altersverteilung der in Nänikon bestatteten Personen. Das häufigste Sterbalter lag zwischen 30 und 40 Jahren.

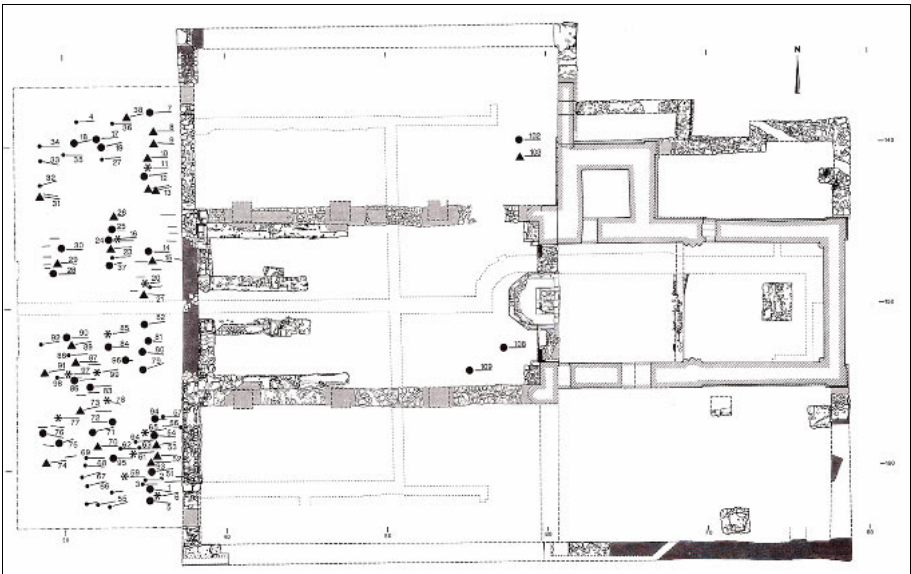


Abb. 8: Stadtkirche Winterthur: Vor der Westmauer des im 12. Jahrhundert vorläufigen Abschlusses des Kirchenbaus wird ein Friedhof angelegt (Kantonsarchäologie Zürich).

Neben den Kirchen- und Friedhofswüstungen gibt es noch andere archäologische Glücksfälle, die uns Einblicke in bestimmte Segmente von Friedhöfen liefern. Zu nennen ist die Erweiterung von Kirchenschiffen, die Aufschüttung von Friedhöfen und die Umnutzung von Friedhöfen zu öffentlichen Plätzen, die auch in größeren Städten die Chance für die Bergung von ungestörten Gräbern bietet. Ich möchte Ihnen zwei Beispiele von solchen Teilgrabungen auf Friedhofsarealen nennen. Nach einer Kirchnerweiterung Ende des 13. Jahrhunderts wurde vor dem Westportal der Stadtkirche Winterthur ein Friedhof angelegt. Dieser wurde bei der Erweiterung des Schiffs

1501 in das Kirchengebäude einbezogen und nicht mehr von späteren Bestattungen gestört. Bei der archäologischen Untersuchung 1980–1983 konnte eine dreimalige Belegung des Friedhofausschnitts innerhalb von rund 200 Jahren festgestellt werden. Es handelt sich hier wahrscheinlich um eine Grablege des kyburgischen beziehungsweise später österreichischen Ministerialadels sowie um Gräber von Angehörigen der städtischen Führungsschicht. Insgesamt konnten Bestattungen von 51 erwachsenen Personen geborgen werden, die 50- und 20-jährigen Frauen sowie die 40- und 50-jährigen Männer bildeten die Hauptgruppen. Anders als im Dorffriedhof von Nänikon fanden sich drei Männer, die nach Ergebnis der anthropologischen Untersuchung älter als 70 Jahre alt geworden sein müssen.<sup>18</sup>

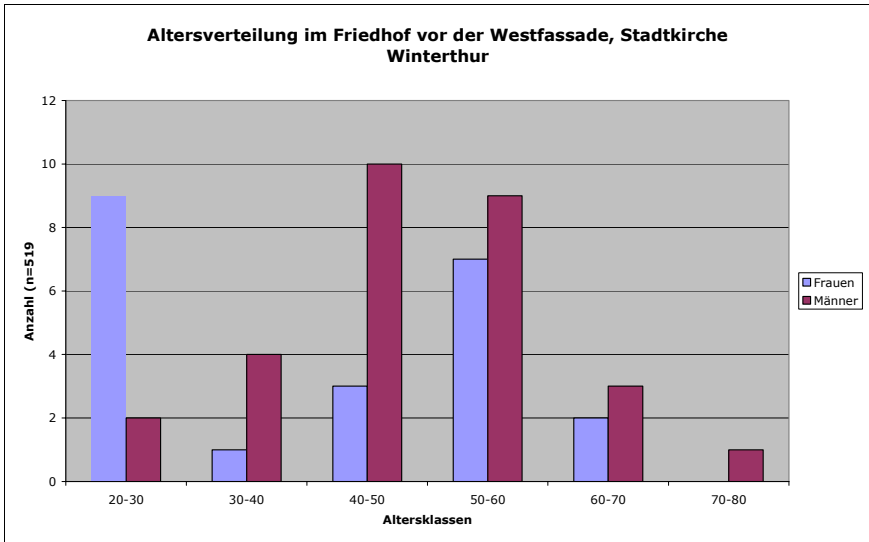


Abb. 9: Altersgliederung vom 12. bis Ende des 15. Jahrhunderts bestatteten Personen (Bearbeiterin Elisabeth Langenegger, Kantonsarchäologie Zürich).

Bei der Pfarrkirche Schwyz konnten dank Aufschüttungen der Kircherterrasse fünf Friedhofsphasen aus dem 13. bis 20. Jahrhundert untersucht werden.<sup>19</sup> Für die Zeit vor dem 16. Jahrhundert liegen nur 40–60 Bestattungen vor. Davon sind etwa je nach Phase bis zu 20 Prozent Jugendliche. Somit ist die statistische Relevanz im Hinblick auf das Sterbealter von Erwachsenen für

<sup>18</sup> Carola Jäggi u. a., Die Stadtkirche St. Laurentius in Winterthur. Ergebnisse der archäologischen und historischen Forschungen (Zürcher Denkmalpflege. Archäologische Monographien 14). Zürich-Egg 1993, 58–63.

<sup>19</sup> Descoedres, Sterben in Schwyz (wie Anm. 15) 128–132 und 259–251.

die Anfangszeit noch klein. Der Vorteil an der Schwyzer Grabung besteht aber darin, dass alle Gräber vom selben Anthropologen untersucht wurden und auch der Ort derselbe ist. Zur Veranschaulichung werden die Ergebnisse der Frauenbestattungen der Phase 1 (13./14. Jahrhundert) und der Phase 5 (19./20. Jahrhundert) angeführt.

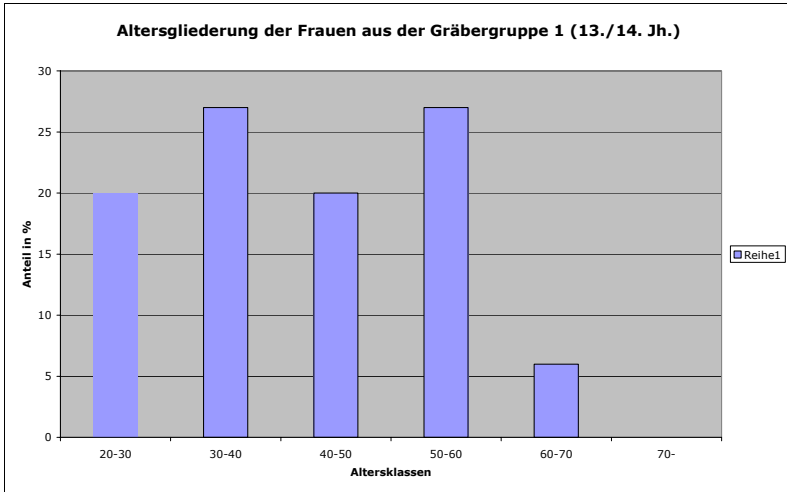


Abb. 10: Altersgliederung der Belegung im 13./14. Jh. (Bearbeiter Andreas Cueni, in: Descoedres, Sterben in Schwyz).

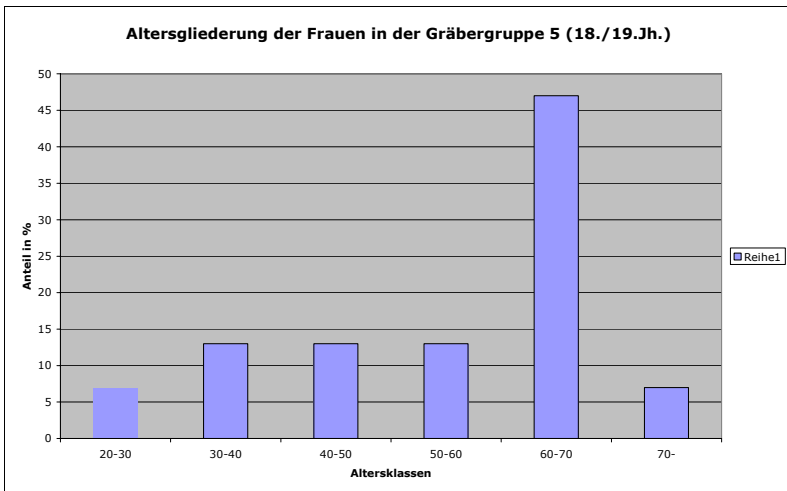


Abb. 11: Altersgliederung der Belegung im 18./19. Jh. (Bearbeiter Andreas Cueni, in: Descoedres, Sterben in Schwyz).

In der mittelalterlichen Gräbergruppe erreichten nur wenige Frauen ein Sterbealter von 60 Jahren und keine ein solches über 70. Zudem war die Sterbehäufigkeit in allen Altersklassen etwa gleich hoch; es starben nicht mehr ältere als jüngere Frauen. Im Vergleich dazu zeigt das Diagramm der im 18. und 19. Jahrhundert verstorbenen Frauen, dass im Laufe der Zeit die Sterblichkeit jüngerer Menschen deutlich gesunken ist. Etwa 50 Prozent der Frauen starben zwischen 60 und 70 Jahren. Aufgrund der kleinen Stichproben lassen sich nur Tendenzen erfassen. Die „gewonnenen Jahre“, um mit den Worten von Arthur Imhof zu sprechen, wurden im Laufe der Jahrhunderte in ersten Linie den Kindern und den jüngeren Erwachsenen zwischen 20 und 40 geschenkt und erst zuletzt den Alten. Bei günstigen soziokulturellen Faktoren, wie das Beispiel der Zürcher Ratsherren zeigt, verschiebt sich die statistische Lebenserwartung bei über 30 Jahre alten Männern bereits in der frühen Neuzeit markant nach oben. Dennoch, für die Mentalität historischer Gesellschaften ist wichtig, dass alle Menschen, ob jung oder alt, jederzeit mit dem plötzlichen Tod rechnen mussten. Diese Todeswahrnehmung fand Niederschlag in der Kunst, wie zum Beispiel im Schlussbild des Berner Totentanzes in der Überlieferung von Albrecht Kauw<sup>20</sup>, das den Tod als Jäger darstellt. Bezeichnenderweise sind die Leute, die von des Todes Pfeilen getroffen werden, nicht Alte oder Greise, sondern stehen in der Blüte ihres Lebens.

---

<sup>20</sup> Reproduziert u. a. in: Paul Zinsli (Hg.), Der Berner Totentanz des Niklaus Manuel (etwa 1484 bis 1530) in den Nachbildungen des Albrecht Kauw (1649) (Bernier Heimatbücher 54/55). Bern 1953 (Bern<sup>2</sup>1979), Tafel XXIV.